

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 21 (1917)

Artikel: Zeichnerische Schnurpfeifereien Gottfried Kellers
Autor: Schaffner Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-576177>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zeichnerische Schnurpfeifereien Gottfried Kellers.

Mit insgesamt fünfzehn Reproduktionen.

Nachdruck verboten.

Keller vertauschte als Vierundzwanzig-jähriger den Pinsel mit der Feder, nachdem er im Malerberuf, den der Knabe erwählt, weder Erfolg noch innere Befriedigung gefunden hatte. Seine Domäne war die Landschaftsmalerei gewesen, während er auf figürlichem Gebiete ein ausgesprochener Dilettant blieb *).

Im folgenden soll nicht von den reizvollen Landschaftchen, die der Dichter in seinen Mußestunden schuf, die Rede sein, sondern von jener wildgewachsenen Skizzenkunst, deren bedeutendste Früchte hier in Wort und Bild dargeboten werden.

* * *

Wer die Gedichtmanuskripte, Schreibunterlagen und Notizbücher des Dichters oder die Protokolle des Staatschreibers flüchtig durchblättert, wird allerlei höchst sonderbare und merkwürdige Skizzen finden: lächerliche Fratzengeichter, Totenköpfe, embryonale Menschlein, fiedelnde Totengerippe, schreckhafte Hochgerichtszenen, aber auch wundervolle Landschaftchen.

Nicht als Beiträge zur Charakteristik des Malers sind diese Zeichnungen wertvoll — denn ihr künstlerischer Gehalt ist im allgemeinen gering — sondern weil sie zuweilen tiefe Einblicke in Kellers Seelenleben gestatten und eine Seite seines Wesens ergänzen, die wir beim Landschaftsmaler so ausgesprochen nicht finden: den Humor und die Freude am Barocken und Bizarren, Eigenschaften, die uns aus seinen Dichtungen wohlbekannt sind.

1.

Am reichsten ließ Keller seine zeichnerischen Künste bei der Niederschrift der Gedichte von 1844 spielen. Es scheint, als habe der niedergehaltene Trieb zum Malen sich auf diese Weise doch noch ein kleines Ausfalltor gesichert, um den Dichter mitten in seinen hitzigen Federschlachten mit

*) Eine größere illustrierte Abhandlung des Verfassers über Gottfried Keller als Maler und Kritiker wird — sofern es die Kriegsverhältnisse gestatten — 1918 erscheinen.

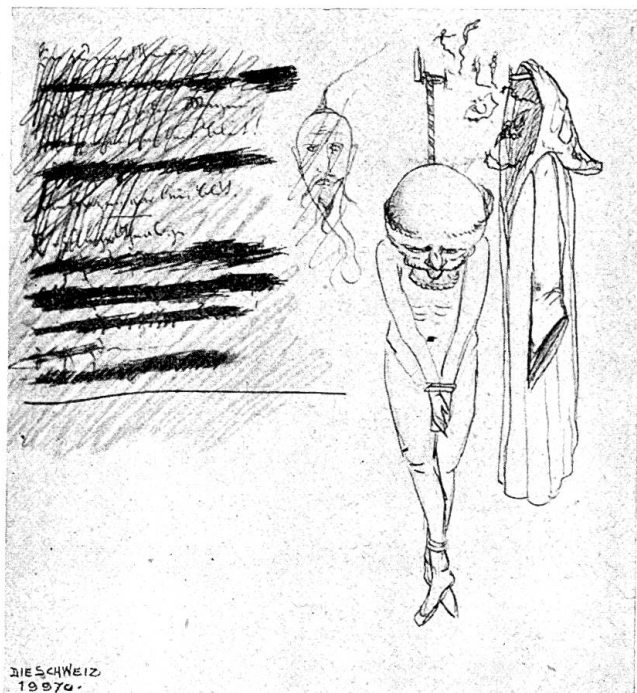
politischen Widersachern unversehens zu überraschen.

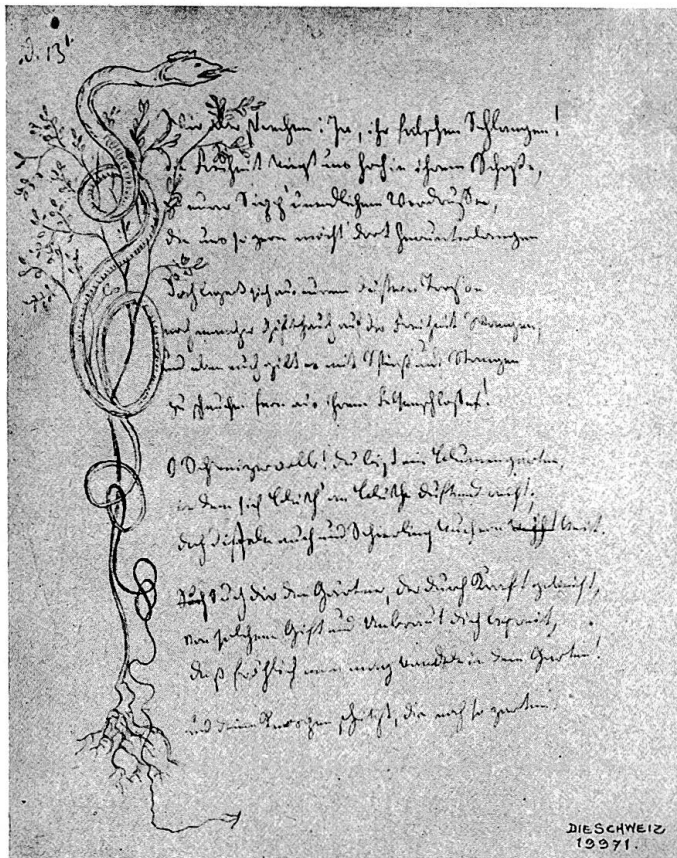
Wo sich das richtige Wort nicht gleich einstellen wollte, da begann die Feder zu kritzeln und zeichnete eine Mönchskutte, aus deren Kapuzenhöhlung man Fledermäuse und allerlei lichtscheues geschwänztes Gewürm herausfliegen sieht (Abb. 1). Der dickköpfige, mit einer Riesenglatze gezierte Kuttenträger aber pendelt nackt und bloß, mit heraushangender Zunge und gefesselten Händen an einem zierlich gedrehten Strick. Keller ließ in solchen Dingen nicht mit sich spassen, sondern konnte beinahe mit den blutrünstigen Ruechensteinern konkurrieren!

Ein Gedicht, welches das Schweizervolk zum Kampf gegen die „falschen Schlangen“ der jesuitischen Reaktion aufruft, zeigt als Randleiste eine böse züngelnde Schlange, die ihren glatten Leib um ein zartes Bäumchen mit feinen Wurzeln gewunden hat (Abb. 2).

Auf die Verse:

„Der Schweizer aber baut auf festern Grund
Die Schildburg sich und starke Landesmauer,
So lang wie seiner Urgebirge Dauer
Wird sich bewähren auch sein starker Bund“,
folgen als Symbole ur-schweizerischer Heldentkraft: eine Helmzier mit mächtigen





Zeichnerische Schnurpfeifereien Gottfried Kellers Abb. 2.

Stierhörnern, ein mit Ornamenten in Betracht der primitiven Kulturstufe etwas überreich verzierter Schild und ein wichtiges Schlachtbeil, sofern's nicht ein Hammer aus der Steinzeit ist. Gleich daneben die Harfe, die zum Ruhme der Freiheitskämpfer ertönen soll (Abb. 3).

Ein kriegerischer Geist spricht ebenso aus den Randzeichnungen wie aus den Gedichten. Eisenhelme, Schlachtschwerter, Schildwehren, Spieße und Dolche wirken in der Zeit der Freischarenzüge freilich etwas archaisch (Abb. 4). Indessen kann man es angesichts dieses urvölkischen Waffenarsenals kaum fassen, daß der „Gottfriedli“ mit einem alten austrangierten Steinschloßgewehr „in die Schlacht zog“ und nicht mit einem fürchterlichen, nagelgespikten Morgenstern.

Wird die Freiheit besungen, so erscheint als Randvignette deren uraltes Symbol: die kraftvolle „tausendjährige“ Eiche! (Abb. 5.)

„O rüstet euch! Nicht zu verkennen
Sind des Jahrhunderts Zeichen;
Vor der Signale hellem Brennen
Muß jeder Zweifel weichen“,

beschwört er die Volksgenossen und Regierungen. Dazu das Bild eines Rathauses, wo die entscheidenden Lose fallen, und der wichtige Bau eines Wehrturms als Hort der Freiheit. Die Uhr am Giebel mahnt, daß die Stunde zum Handeln gekommen ist.

„Sei mir gegrüßt, du goldnes Licht!
Du Sonne alles Lebens...“

singt der Dichter; der Maler läßt eine hohe Lilie dem Licht entgegenblühen (Abb. 4).

Höchst seltsame zeichnerische Gebilde hat das Gedicht „Die Mazze“ ins Leben gerufen (Abb. 6—8). Es schildert den Freiheitskampf der Oberwalliser gegen die Gewaltherrschaft der Freiherren von Raron. In nächtlicher Stunde des Jahres 1414 rissen die Verschworenen eine junge Birke mit der Wurzel aus dem Grund, schnitten in den Kolben ein Menschenantlitz, das von Schmerz bewegt schien, und umwanden das Bäumchen mit Dornenreisern. Auf

dem Markt zu Brieg schlugen die Männer Nägel in das Marterholz und trugen es im siegreichen Kampf gegen ihre Unterdrücker voran, als Symbol ihrer mit Füßen getretenen Freiheit.

Welch groteske Formen hat nun die „Mazze“ unter dem Stift des Zeichners angenommen! Bald sieht sie da wie ein Frosch mit gewaltigem Kopf und dünnen Beinchen, bald hält sie weinend die Hände vors schmerzgeneigte Antlitz; ihr Körperchen ist spindeldünn, die Beine sind feine Würzelchen. Oder es erscheint eine tanzende Mänade mit seifenblasenartigem Kopf, mit einem ansehnlichen Kropf, hangenden Brüstchen und Ringelschwänzlein. Wo das Gedicht der Mazze die Nägel in den Leib hämmern läßt, ist als Randglosse das Birkenkölbchen mit langer Wurzel zu sehen, das Gesicht zu einem schmerzlichen Rüssel verzerrt, indem die vorgeschobene Unterlippe die Nase berührt.

Mit kühnem Sprung vom Mittelalter in die Neuzeit geißelt der Dichter das Vorgehen der konservativen Oberwalliser, die dem liberalen Volk von Unterwallis im Frühjahr 1844 eine blutige Niederlage bei-

gebracht hatten. Die Tat schreit nach Sühne. Nun ist das Unterwalliser Volk zur racheheischenden Mazze geworden. Als ihr Symbol hat der Dichter ein Männchen mit gekreuzt hangenden Armen gezeichnet; seine Wurzelsaferfüßchen tragen an den Enden zwei allerliebste Zotteln. Dann die Schlußvignette: ohne Beziehung zum Gedicht, wie es scheint, liegt das wurzelbeinige bezopfte Menschein auf dem Bauch und sendet, ein Schälchen voll Seifenwasser vor sich, schimmernde Kügel in die Luft.

Nichts dürfte Kellers Vorliebe für das Absonderliche und Groteskromische schärfer beleuchten als diese seltsamen Schnörkelwesen. Das sind die echten Blutsverwandten „Maus des Zahllosen“, der die aus seinen Nasenlöchern hervorstehenden Haare sechs Zoll wachsen ließ und sie in zwei Zöpfchen flocht, die ihm über den Mund herabhingen und an den Enden mit zierlichen roten Schleifen geschmückt waren, und „Guhls des Geschwinden“, dessen wagrecht gedrehte Schnurrbartspitzen zwei silberne Glöcklein tragen.

Es bedarf angesichts unserer Proben kaum des Hinweises, daß Keller nie daran gedacht hat, die stoffliche Einheit zwischen Wort und Bild auch zur künstlerischen Einheit zu erheben, wie dies etwa in Eugen Neureuthers Randleisten zu Erzählungen und Balladen der Fall ist. Nur das Blatt mit der Schlangenarabeske und die Schlußvignette der „Mazze“ zeigt gewisse Ansätze zu ornamentaler Wirkung, wie sie sich eben zufällig einmal ergeben mochte.

2.

Verlockte dort der Dichter zu kleinen Exkursionen auf malemisches Gebiet, so hat nicht selten auch des Lebens Bitternis dem einstigen Maler die Feder in die Hand gedrückt.

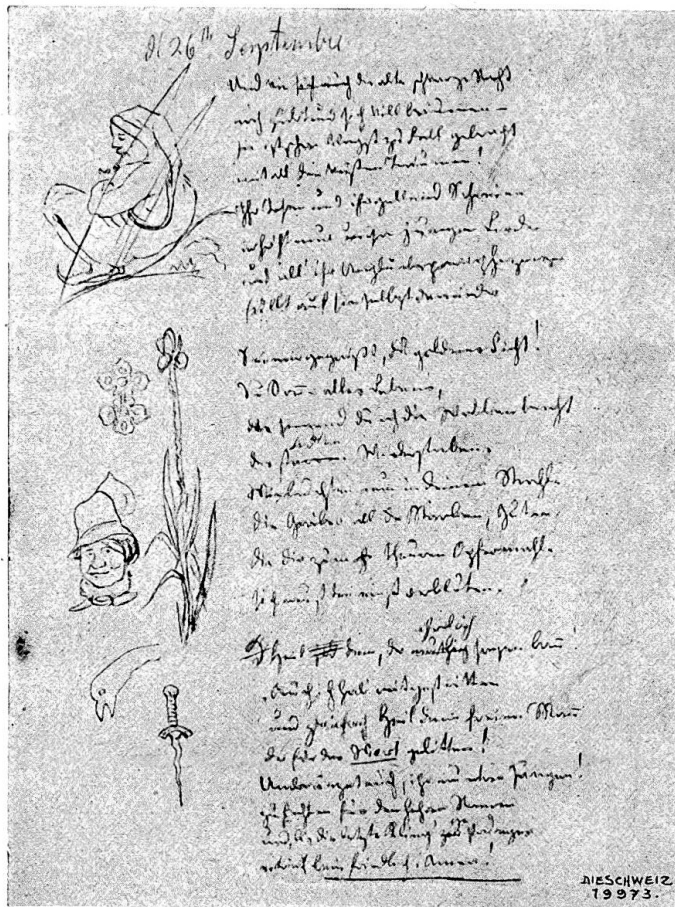
Wir wissen, daß Keller in Heidelberg und in Berlin schwere Liebeswirren durchzukämpfen hatte*). Wie tief in beiden Fäl-

len die Leidenschaft saß, das verraten uns die mit krausen Zeichnungen angefüllten Schreibunterlagen unmittelbarer als die Briefe oder gar die Werke des Dichters.

Keller hat eine Schreibmappe aus der Heidelbergerzeit aufbewahrt. Eine Innenfläche des Deckels ist hier reproduziert (Abb. 9). Ob er dieses wilde Chaos von Figuren in der bangen Erwartung von Johanna Rapps Antwort auf seine Liebeserklärung gekritzelt oder ob es geschah, als das Geständnis der Geliebten alle Hoffnungen zertrümmert und sich Keller hingesezt hatte, um jenen herrlichen Abschiedsbrief vom 7. Dezember 1849 zu schreiben, kann nicht mit Sicherheit entschieden werden. Auf jeden Fall gewähren die Zeichnungen einen tiefen Einblick in den seelischen Zustand des Dichters. Ueber einer Leier stehen die Worte: Noli me tangere — der Liederquell ist versiegt! Ein schwarzer Geiger, die Narrenmütze auf dem Kopf, sitzt unter einem Galgen, an dem Gehängte baumeln. Das Spiel verscheucht die Raben, die krächzend die Richtstätte umkreisen. Dasselbe Motiv



*) Vgl. Ermatinger „Gottfried Kellers Leben“ I 207 ff. 240 ff.



Zeichnerische Schnurpfeifereien Gottfried Kellers Abb. 4.

fehrt unten wieder: der Fiedler Tod sitzt hier auf einem Galgenpodium. Dann die Liebeserklärung, die Keller in Wirklichkeit stets schriftlich formulierte: Er schreitet, eine Feder auf dem Hut, beherzt auf die Geliebte zu, die ihn im mittelalterlichen Kostüm einer Edeldame huldvoll empfängt. Rechts oben scheint sich der Dichter in Zylinder und Frack auf das Wagnis vorzubereiten. An anderer Stelle erkennt man sein wohlgetroffenes Profil und unfern davon die Worte: *Suum cuique* (Jedem das Seine). Rechts unten ein düster blickender Philosophenkopf (Ludwig Feuerbach?). Zwischen Lorbeerbekränzten Dichterbüsten von danteskem Profil (freilich ins Lächerliche verzerrt) grinst ein Totenschädel. Unter der Liebeserklärung scheint sich die berühmte Szene aus Auerbachs Keller abzuspielen.

Bezeichnend ist das schauerliche Motiv des dämonischen Geigers unter dem Galgen, bezeichnend auch, wie das Schreckliche doch immer wieder ins Lächerliche oder Parodistische gebrochen wird.

Auf denselben Grundakord Liebe und Tod sind auch die „Arabesken der Liebe“ gestimmt, in denen sich der Liebeschmerz um die schöne Betty Tendering, die Schwägerin seines Berliner Verlegers Franz Duncker, ausgestobt hat.

„Lachen, das ist ein schweres Ding, Leichter ist's Weinen“

flachte Keller, und in der Tat, der mächtige blaue Bogen, der im Frühjahr 1855 als Schreibunterlage gedient hat, scheint ein Trümmersfeld zu Grab getragener Hoffnungen zu sein (Abb. 10—13). Da steht ein Haus mit zierlichen, symmetrisch angeordneten Bäumen vor der hohen Gartenmauer. Das Portal trägt die Inschrift: *Betti*. Ueber dem Hause steht ein Stern. — Das Motiv des Gartentors findet sich nochmals. Ein wahres Wunderwerk der Schmiedekunst, denn die Eisenstäbe krümmen sich zum Namen Betty. Damit nicht genug, prangen darunter in großen Lettern die Initialen der Geliebten. — Treten wir ins Haus ein, so

erblicken wir einen Wandspiegel, in dem eine Visitenkarte mit den Buchstaben *G. K.* steckt. Gleich daneben ein zweiter, reichverzierter Kokospiegel mit zierlich ausgeschweiften Füßen. In diesem zweiten Spiegel, der in Bettys Boudoir stehen mag, stecken eine ganze Menge Visitenkarten. Zwischen beiden Spiegeln liest man die vielbedeutenden Worte: *Spiegelinski, Spiegelanski, Spiegelwerk, Vorspiegelung, Spiegelberger, Guckinspiegel...* Wir blicken in die Stube. Der prächtig ornamentierte Schrank, eine schöne Truhe, der Stuhl mit einem Herzausschnitt in der Rücklehne, die Uhr, auf der ein Kanarienvogel singt, all dies trägt den geliebten Namen *Betti*. Weniger schmeichelhaft ist es für die Angebetete, wenn eine Vase mit einer Pfauenfeder ebenfalls *B(etty)* zugeeignet wird. Verschiedene Uhren ticken auf dem Bogen verstreut, die Glocken sind mit *Betti* graviert und zeigen ein Herz als Wappen.

„Wach auf, gefrorener Christ, der Mai steht vor der Tür,

Du bleibst ewig tot, blühst du nicht jetzt und hier"

lesen wir an einer Stelle. Es sind — mit einer kleinen Abweichung — die Worte, die Dortchen Schönfund in einem alttümlichen Choralsatz von sehnstchtig lockendem Ton dem Grünen Heinrich am Klavier vorsingt. Ob Keller das erlösende Wort nicht finden konnte?

Ein Bilderrätsel lautet (aufgelöst):

„Treu im Herzen nimm dir für,
Treu für treu verschreib ich dir;
Treu nimm allzeit wohl in acht
Treu bei Zwein Vergnügen macht;
Treu besieget Kreuz und Not,
Treu für Treu bis in den Tod.“

An Stelle des letzten Wortes steht der Knochenmann, die Sense in der ausgereckten Hand. Unweit davon:

„Eine goldne Aehre
Sank von scharfer Sichel . . .“

Wenn in Heidelberg der Tod unter dem Galgen gezeit hat, so steht er jetzt mit ausgespreizten Knien, einen federgeschmückten Hut auf dem Schädel, im Tanzschritt da und streicht seine Geige. Neben ihm aber blüht eine Lilie, und darüber leuchtet ein Hoffnungsstern.

Dem Gottfried „Tränenmeister“ erlosch auch dieser „schöne Stern“.

3.

Nicht nur der Dichter hat durch seine Kunst das Alltägliche in ein höheres Dasein emporgehoben, auch der Mensch verstand es, der Alltagsprosa bisweilen einige Poesie abzutrotzen.

Wenn Eduard Mörike die trockenen Zahlenreihen seines Wirtschaftsbuches mit allerlei malerischen Einfällen reizvoll verbräunte, so ist zwar von Gottfried Keller Ähnliches nicht zu berichten, da er sein Leben lang in Geldsachen kein „Pedant“ war — das besorgte seine Schwester; dagegen hat der Herr Staatschreiber in den langen Sitzungen des Regierungsrats des öftern Zeit gefunden, seinen malerischen „Velleitäten“ die Zügel ein wenig schießen zu lassen.

Freilich ist, wie oben schon bemerkt, die Ausbeute an künstlerisch wertvollen Skizzen verhältnismäßig gering. Das Figürliche überwiegt, ebenso die Neigung zu humoristischen Fragen: Seifenblasenköpfe, elliptisch und oval, zwei grimassenschneidende Männer im Zwiegespräch, der eine mit roter, der andere mit blauer Nase. Selbst die Nase eines lorbeergetränkten Dichters zeigt eine verdächtige Röte. Einmal ist ein wahrer Rattenschwanz von Männerköpfen zu sehen, die anfangs winzig klein, in einer Kette von über zwanzig Gliedern zu sehr stattlicher Größe anschwellen. Am 29. November 1864 wird ein vorsintflutlicher Saurier mit Ringelschwänzchen geboren.

Weit über dieses Niveau erheben sich einige Skizzen vom Sommer 1863. So eine flott gezeichnete Rasperltheaterszene (Abb. 14), sofern man nicht die Parodie einer Gerichtsverhandlung oder dergleichen darin sehen will, und einige Landschaftchen, wovon dasjenige vom 11. August zum Besten gehört, was Keller im Skizzieren geleistet hat (Abb. 15).



Zeichnerische Schnurrpfeifereien Gottfried Kellers Abb. 5.

Im Protokoll der Schlußsitzung (14. Juni 1869) stehen die Worte des Fünzigjährigen:

„Her kommt der Tod, die Zeit geht hin,
Mich wundert, daß ich so fröhlich bin.“

Paul Schaffner, Zürich.

Eine Zürcher Festgabe.

Die Vereinigung der verschiedenen Zürcher Bibliotheken zu einem einheitlich organisierten Institut, das seit letztem Sommer als Zürcher Zentralbibliothek in dem schönen, ungemein zweckvoll eingerichteten Bau bei der Predigerkirche ein stattliches und segensreiches Dasein führt*), ist in erster Linie jenem Manne zu verdanken, der seit Jahrzehnten alle Kraft, Aufmerksamkeit und Liebe dem zürcherischen Bibliothekswesen widmet, Dr. Hermann Escher. Die Einweihungsfeier hätte sich also ganz von selbst zu einer Ovation für den als gewissenhafter Schaffer, tiefgründiger Gelehrter und weitblickender Organisator gleich außerordentlichen Mann gestalten müssen, auch wenn nicht eine hübsche Fügung

dieses Ereignis mit Dr. Eschers sechzigstem Geburtstag zusammengelegt hätte. Freilich wurde die Feier in der Stille abgehalten, mit Ausschluß der Öffentlichkeit, im intimen Kreise der Freunde und Mitarbeiter des Jubilars (wohl weniger der schlimmen Zeiten wegen, wie man vorgegab, als in feinfühligter Anpassung an den Geist des Gefeierten, dem alles Deffentliche und nach außen Gefehte so zuwider ist, daß er, der eifrige Förderer der großen Bildnissammlung der Bibliothek, sich selbst im Leben kaum je hat photographieren lassen, sodaß auch wir nun unsern Lesern kein Bild des verdienten Direktors der Zentralbibliothek vorzulegen haben); aber die schlichte Feier hat in einem schönen Werk eine bleibende Erinnerung erhalten. Dem reichen Schatz von Pro-

spekten und Kunstblättern im Besitz der Zentralbibliothek wurde eine Gruppe von Handzeichnungen entnommen und in originalgetreuen Reproduktionen zu einer aufs vornehmste ausgestatteten Festgabe vereinigt*).

Es handelt sich um Arbeiten eines jener kunstbessenen, antiquarisch interessierten Zürcher Dilettanten des neunzehnten Jahrhunderts, des Ingenieurs Ludwig Schultheß, und zwar um Aufnahmen von alten zürcherischen Bauwerken, Kirchen, Burgen und Schlössern. Angenehme Sepia- und Aquarellbildchen, denen man vielleicht etwas weniger lineal

*) Zürcherische Kirchen, Burgen und Schlösser, nach Aufnahmen von Ludwig Schultheß. Herrn Dr. Hermann Escher, Direktor der Zentralbibliothek Zürich, als Festgabe zu seinem 60. Geburtstage von Freunden und Verehrern gewidmet. Zürich, 1917. Das in der technischen Ausführung vorbildliche Werk wurde gedruckt in der Buchdruckerei Verichtshaus Zürich (Bilder und Text) und im Art. Institut Drell Fühl (Photochrom-Tafeln), der Einband stammt von Günther, Baumann & Co. in Erlenbach.

